

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

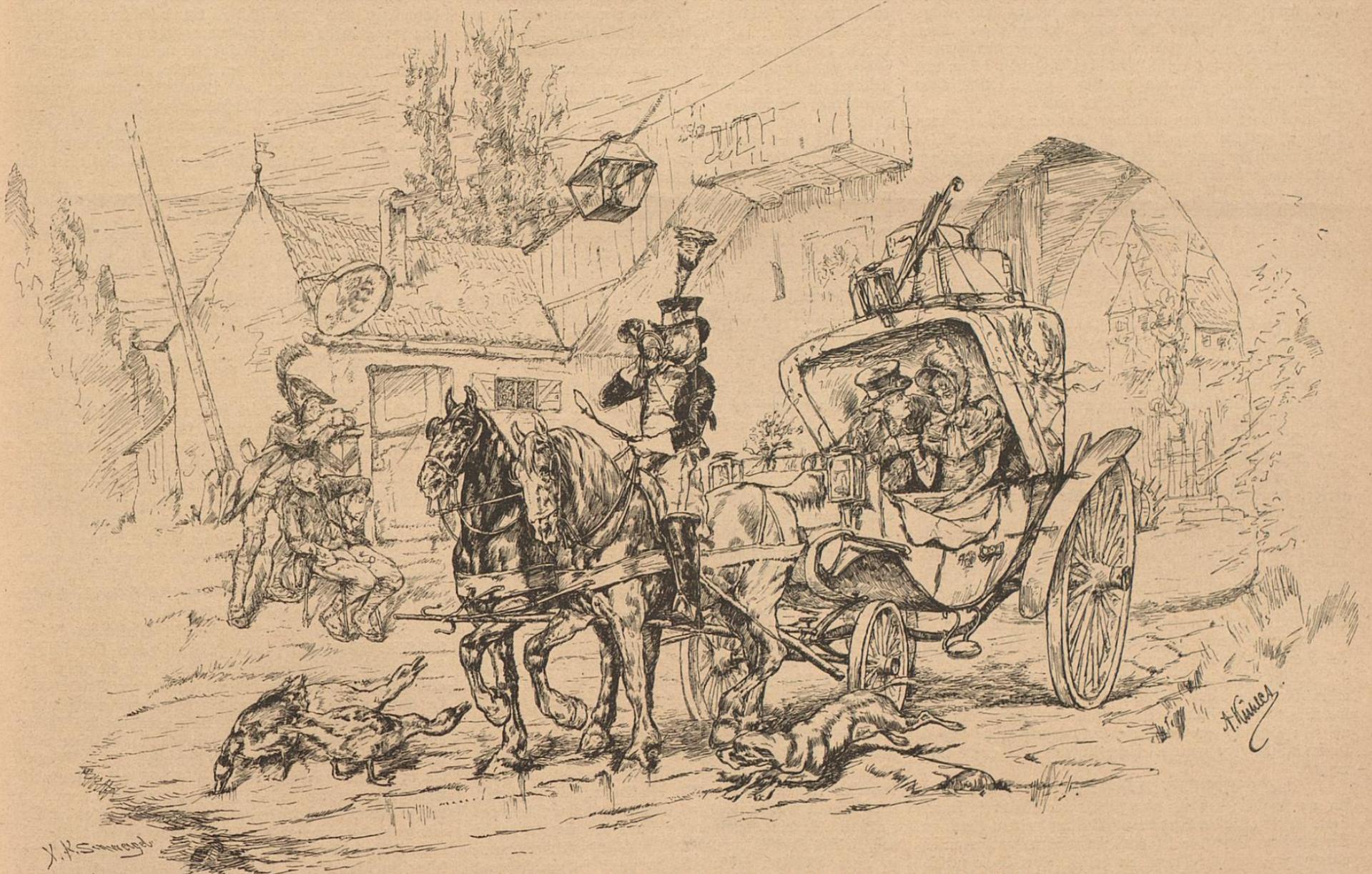
Nr. 33 erscheint in 14 Tagen. Um die Ausgabe der Nummern vom 1. Oktober ab mit dem Kalender-Quartal in Einklang zu bringen, geben wir Nr. 33 um eine Woche später aus und liefern dann am Schluß dieses Quartals eine reichhaltige Extra-Nummer, so daß thatsächlich 13 statt 12 Nummern im III. Quartal erscheinen.

Die gute alte Zeit.

Die gute alte Zeit! Wann war sie und wer hat sie erlebt? In jedem Geschlechte rühmen die Menschen, denen das Haar ergraut und deren Herzen, voll der Erinnerung an die längst entschwundene Jugend, für das, was der Tag bringt, keinen Raum finden, die gute alte Zeit. Unseren Eltern erzählten von ihr die Ureltern und die Ureltern

so wird jede durchlebte Jugend einmal zur guten alten Zeit. Aber wenn jedes Geschlecht für seine eigene Empfindung auch volle Berechtigung hat, sich mit Genugthuung ihrer zu erinnern, zu keiner Zeit war die Klage um die verschwundenen Tage im allgemeinen unangebrachter als heute. In zwei, drei Menschenaltern hat die Welt in einer Jugendlichkeit, die ihr die Philosophen niemals zugestanden hätten, wahre salto mortales geleistet, alle ihre Geister und alle ihre

Kleinfaaterei und ihrem verwälschten Deutsch und ihren in unterthänigster Devotion ersterbenden Unterthanenseelen nicht sonderlich erwärmen. Wir leben wohl mitunter so ein Stündchen mit, in einem vergilbten moschusduftigen Romanchen jener Tage, wir wandern durch die von einer thranigen Laterne rötlich beleuchteten, schlecht gepflasterten Straßen einer kleinen Stadt, lassen uns vom Thorschreiber an der Brücke anschauen und zahlen das Sperrgröschel, wenn wir nach



„Demoiselle,“ beginnt Hippolite, „ich habe in meinem Leben noch keine Unwahrheit gesagt.“ (Seite 326.)

wissen sich aus ihrer Kinderzeit zu erinnern, wie ihre Großmutter mit dem gepuderten Haar und der Schnebentaille wehmütig lächelnd ihnen von der guten alten Zeit erzählte, und so ward sie einst den Noachiden gerühmt von ihrem weinbefränzten Archenvater und den ältesten Geschlechtern erzählten Adam und Eva von ihrem verlorenen Paradiese. Die gute alte Zeit und das verlorene Paradies sind aber eins miteinander und eins mit der entschwundenen Jugend. Wie jede Sekunde in dem Ocean der Ewigkeit gestern Zukunft und heute Gegenwart und morgen Vergangenheit heißt,

Muskeln hat sie angespannt und sie ist da glücklich und heil herabgekommen, wo sie, in ihrem sonstigen Schnecken-tempo, wohl erst in dreihundert Jahren angelangt wäre. Die gute alte Zeit ernstlich vor der heutigen zu rühmen, wagt wohl kein Besonnener mehr, und wenn wir auch nicht alles gut heißen, was unsere Tage fördern, und uns durchaus noch lange nicht „vor unserer Unfehlbarkeit bange wird“, wie dem Famulus Wagner, so kann uns doch die gute alte Zeit mit ihren Schönplästerchen und Riechfläschchen, mit ihren Schlagbäumen und Zunftbegrenzungen, mit ihrer

Thoreschluß von einem Spaziergang heimkehren, wir amüsieren uns im Bilde an all den kleinen engbrüstigen Chikanen einer Zeit, der die großen Interessen unserer Tage fremd waren; aber dann kommt es doch über uns wie Alpdrücken, wir atmen auf und rufen erleichtert: tausendmal besser als die gute alte Zeit ist doch unsere neue schlechte!

Wie eng und begrenzt aber auch das öffentliche Leben und die Gesichtskreise der Mehrheit, so gährte doch damals so gut und häufig noch toller in den Köpfen der Einzelnen Jugendlust, und Titanenkraft sucht oft die Fesseln zu sprengen,

die den Bezirk jedes Individuums eng umgrenzen. Wie inmitten von Klostermauern kräftige Kufsbäume und liebliche Gärten sich in vollster Uppigkeit entfalten, so genießt auch die Jugend ihr altes Vorrecht, lieber in Tollheit überzuschäumen, als in kühler Berechnung zu vertrocknen, und gewinnt die pedantischen Herzen im Fluge.

Hypolite Borré war trotz seines französischen Namens und Stammbaumes ein guter Berliner. Seine Ahnvotern waren einst mit den Hugenotten, voll Zorn über die Bedrängnis ihres Glaubens, nach der Spree ausgewandert und hatten hier bei den Hohenzollern ein gastliches Dach gefunden, unter welchem sie ihre heimische Kunstfertigkeit weiter trieben. Die Regierung, die Bevölkerung war ihnen so günstig, wie die Zeitläufte im allgemeinen, und so hatte die Seidenfärbefamilie in ihrer zweiten Generation den in ihrer Heimat jäh vernichteten Wohlstand nicht nur zurückerobert, sondern noch überholt und der französischen Kolonie einen besonderen Glanz verliehen. Wenn die Borrés aber auch mit ihrer heimischen Regierung grollten, mit ihren Verwandten jenseits des Rheines, welche seiner Zeit den Einladungen des Kurfürsten widerstanden hatten, unterhielten sie immer Fühlung und freundlichen Verkehr und jeder junge Mann und jedes Fräulein, das hatte sich zur Familientradition ausgebildet, mußte mindestens ein Jahr in Paris bei den Verwandten leben, ehe sie zum selbständigen Betriebe der Färberei oder zur Verbindung mit einer Tochter der Familie zugelassen wurden. Um eine gewisse Zeit stellte sich bei allen Jünglingen und Jungfrauen des Hauses die Sehnsucht nach ihrem schönen Familienheim an der Seine ein, welche durch die lieblichen Watteau-Kopieen und die Bilder des Tuilerienschlusses, des Hôtel de Ville und der Kirche Notre dame im Salon lebhaft genährt wurden, und so trat denn auch unser Hypolite in seinem zweiundzwanzigsten Jahre, wohl ausgerüstet mit Toilette, Büchern und reichlicher Kasse, seine Reise nach Frankreich an, sich seiner ihm wiederholt eingepprägten Aufgabe wohl bewußt, das väterliche Haus, das nur auf seinen zwei Augen stand, in Paris würdig zu repräsentieren.

Aber Hypolite reiste nicht allein, seine Schwester Charlotte saß an seiner Seite. Es war ein Zwillingsspaar, das sich bisher im Leben noch nie von einander getrennt hatte und das nun auch den großen schönen Traum: ein Jahr in Paris zusammen träumen wollte. Der Familienrat war um so lieber auf die Bitte der jungen Leute eingegangen, als Hypolites noch nicht ausgegorener, überschäumender Jugendsinn durch die besonnenere, von ihm hoch respektierte Schwester einen glücklichen Ausgleich bekam und der junge Mann sich von mancher Thorheit durch ihren sanften Einspruch zurückhalten lassen würde.

Das waren für den in strenger deutscher Zucht erzogenen Hypolite goldene Tage in dem sonnigen Paris. Seine französischen Verwandten, denen der nicht durch frühzeitigen Lebensgenuß blasierte junge Mann gefiel, boten alles auf, ihn an sich zu fesseln und ergötzten sich mit einer gewissen gegen die emigrierten Verwandten gerichteten Schadenfreude an dem Kausche der Vergnügungen, in denen sich der Deutsche

anscheinend befangen fühlte und den er zu verheimlichen auch nicht die geringste Anstrengung machte. Alle Kostbarkeiten und Reize des Lebens, die ihm in dem damals so fargen Leben einer Berliner Fabrikantenfamilie nur in wässrigem Aufguss gegönnt oder völlig versagt worden war, hier erschlossen sie sich ihm in unbegrenzter Fülle und es bedurfte der eindringlichsten Briefe seiner Eltern, sowie der taktvollsten Leitung von seitens Sophieens, um ihn in dem frivolen Paris mit der Devise: après nous le déluge, mit festem Widerstand gegen die stündlich sich an ihn drängenden Verlockungen zu wappnen und ihn gegen alle jene Gefahren zu schützen, die sich dem schönen und reichen jungen Manne von tausend schönen Lippen und falschen Freunden näherten. Als aber die vorbestimmte Frist zu Ende rückte, ging unerwartet eine große Veränderung in Hypolite vor sich. Es regte sich in ihm die kräftigere deutsche Natur; der Genuß ohne Grenze, ohne Arbeit, ohne Kampf war ihm plötzlich zum Überdruß geworden und er sehnte sich förmlich nach dem „rauhem Norden“, nach dem regelmäßigen, anstrengenden Berufe, nach der Einfachheit und Keuschheit seiner Heimat. Je mehr indes er die Stunde der Abfahrt herbeiwünschte, je wortfarger wurde Sophie, und den letzten Abend vor der Abreise wurde ihm dann ein Geheimnis kund, welches allen außer ihm bis zur Stunde entgangen war: ein zärtliches Verhältnis mit seinem Vetter Alfred Borré, das nun in einem von der ganzen Familie gutgeheißenen Verlöbniß seinen Abschluß fand.

Hypolite reiste allein — zum ersten Mal allein, und die Wehmut der Vereinsamung lagerte sich wie ein Schleier über seine sonst so heitere Seele. Es war die Scheidestunde von dem sonnigen Frankreich, die Trennung von der Schwester, mit der er alles, was ihn bewegte, auszusprechen gewöhnt war, und er drehte sich wohl hundertmal während der Fahrt nach seiner rechten Seite, an der sonst seine Schwester saß. Es war in Straßburg, wo er am frühen Morgen traurig bei seinem Frühstück vor sich niederschautete, als ein Schatten vor ihm ihn aufblicken ließ. Eine kleine alte Dame stand vor ihm, in halb ergrauten Locken, mit einem gutmütigen breiten Gesicht, die sich lange durch Knire ihm bemerklich zu machen suchte. Sie hatte erfahren, daß der Herr mit einer Extrapostchaise nach Berlin fahre: sie suchte Gelegenheit bis nach Mainz und sie bitte ihn, gegen Erstattung des Kostenanteils die Mitfahrt zu erlauben. Hypolite war wenig erbaut von diesem Vorschlage; so sehr ihn die Einsamkeit der Fahrt bedrückte, die kleine komische Figur, die in gebrochenem Französisch und Deutsch ohne Aufhören plauderte, paßte noch schlechter in seine Stimmung. Doch er willigte in seiner angeborenen Gutmütigkeit ein. Welche Überraschung war es daher, als ein halb Stündchen später die gute Frau mit einem hübschen jungen Mädchen anrückte, die sie ihm als Mitpassagier vorstellte. Es war ihre Nichte, eine Gutsbesitzerstochter aus dem Pfälzischen, die einige Wochen bei ihr verweilt, gestern noch die Hochzeit einer älteren Freundin mitgefieiert und die nun die unerwartet günstige Gelegenheit benutze, nach Haus zu kommen. Hypolites Trauerzeit war

vorüber: freudestrahlend giebt er der alten Dame sein Wort als Kavaliere, die ihm anvertraute Nichte den Eltern selbst zuzustellen, und die Dame läßt es sich nicht nehmen, prompt ihr Fahrgeld zu entrichten. Und nun geht es hinein ins lachende Elsaß — die Sonne scheint der hübschen Passagierin unter den ausgebogenen großen Federhut und vergoldet ihr liebliches Haar, durchleuchtet ihre braunen lachenden Augen. Die beiden Nachbarn unterhalten sich bald deutsch, bald französisch und mit der Landschaft dehnen sich die jugendlichen Herzen aus. Hypolite durchzuckt es, sie zu umarmen, aber sein Kavaliervort hält ihn zurück. Nun kommt man der Grenze nahe. „Sie hat doch ihren Paß, Demoiselle?“ Meinen Paß! ruft sie erschreckt: sie hat ihn vergessen. Wie wird das werden. Man ist in neuerer Zeit so sehr streng: wer nicht voll legitimiert ist, darf das Land nicht verlassen. Das Mädchen zeigt große Bekümmernis — die kleidet sie reizend. „Ich will ihr etwas sagen, Demoiselle Stöckle“, begann Hypolite wieder und seine Augen blitzten. „Mein Paß hier lautet auf mich und meine Verwandte. Will sie wohl als meine Verwandte sich vorstellen?“

Fräulein Charlotte Stöckle errötet und überlegt. Schicke sich das auch wohl, und was würde Mama sagen und Papa, der Amtsrat, dazu sagen. Das Überlegen kleidet sie so reizend und Hypolite hat längst bei sich beschloffen: nach Sophie nur Charlotte, Charlotte oder keine. Dabei rückt man immer näher der Grenze: Demoiselle muß sich entscheiden. Wenn es nicht anders gehe, möge es geschehen.

„Demoiselle, beginnt Hypolite wieder, als sie durch ein Grenzstädtchen fahren: jenseits des Thores liegt das Grenzamt. Ich habe in meinem Leben noch keine Unwahrheit gesagt, ich fürchte, ich werde stolpern und die Grenzwächter uns als verdächtiges Gefindel einsperren.“

Was ist sein Ansinnen? antwortet sie. Ich meine, daß Demoiselle mir nicht nur gestatte, sie als meine Verwandte auszugeben, sondern daß sie auch wirklich meine Verwandte sei vor Gott und rechtswegen. Sechs Stunden Fahrt in offenem Wagen, so nebeneinander, bringt die Herzen schneller zusammen, als zehn Kränzchen und Theegeschäften. Ich weiß es, wir werden ein glückliches Paar werden mitsammen. Gewähre das reizende Fräulein mir die Gnade, meine Braut den Grenzwächtern vorzuführen.

Sie rasselten eben durch das alte Spitzbogenthor über das großplattige Pflaster. Zwei Gänse streckten den Pferden ihre langen Hälse zornig gackernd entgegen, ein Hund sprang laut kläffend neben der Chaise her und die Grenzwächter schauten, die Pfeifen aus dem Munde neugierig auf das von den Kränzen und Bouquetten der mitgemachten Hochzeitfeier geschmückten Postchaise. Der Postillon aber stellte sich in die Steigbügel und schmetterte stolz ein lustiges Lied in die Vorstadt. Ja! lächelte das holde Fräulein und drückte süß lächelnd und errötend die Hand ihres Begleiters, die sich um die ihrige gelegt hat.

„Paß in Ordnung. Gratuliere den Herrschaften!“

Tratratra tratratra. Trarararara!

Oscar Justinus.

Edelwild.

Eine Erzählung von Ida Boy-Ed.

(A. Fortsetzung von Seite 307.)

Raum hatte die Thür sich hinter Moscheles geschlossen, als die beiden Zurückbleibenden zugleich aufsprangen, aufeinander zueilten und sich zugleich befragten.

„Was war der nächste Grund deiner Depesche?“

„Ach Onkel, was ist's nur mit Mama?“

„Sprich du zuerst mein Kind. Deine Mutter zeigte sich erregt, traurig? Was geschah?“ Die heitere Laune des Mannes war schwerem Ernst gewichen.

„Als ich kam, fand ich Mama wohl blaß und still, wie es ihre Art ist, aber doch glücklich über meine Gegenwart. Doch beobachtete ich, daß sie, sobald sie allein ist, sich leidenschaftlicher Erregung hingiebt. Ach Onkel, ich dachte mir bisher nie viel dabei. Ich war ein Kind, aber nun — seit dieser Baron Axel Lindström zu mir gesprochen hat...“

„Er war hier? Wie kam das? Was sagte er dir?“ rief Droste, heftig ihre Hand erfassend.

Ottilie erzählte wortgetreu alles, was sich seit ihrer ersten Begegnung auf dem Bahnhof zu Ludwig zugetragen. Der Professor ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. Zu Ottilies großer Herzensberuhigung zeigte sich in seinem Antlitze jedoch mehr leichter Unwille, als ernste Aufregung.

„Onkel,“ schloß Ottilie flehend, „sage mir, was ist es für ein Unglück, das auf dem Gemüt der Mama so schwer liegt? Siebt es in der Vergangenheit einen dunklen Punkt im Leben meiner Eltern, so laß mich ihn erfahren und wenn ich etwas thun kann, der Mama die Heiterkeit der Seele zurückzugeben, soll es geschehen. Sage mir auch, was hat der Oberstleutnant Lehzen, der Papa meiner Freundin Mila, mit meinen Eltern zu thun — Mama wurde bei seinem Namen ohnmächtig.“

Jetzt erbläute auch Lothar von Droste.

„Ich sehe genug,“ rief Ottilie leidenschaftlich. „Ich begreife, daß mit dem Geheimnis, welches Ihr mir verbergt, sowohl der schwedische Baron als auch Lehzen zusammenhängen. O! dieser Mann hatte also ein Recht, mir zuzurufen: wenn ich mich entschloße, sein Weib zu werden, wäre alles gut.“

„Und du Ottilie,“ fragte Droste sehr erregt, „du wärst geneigt, seine Bewerbung anzunehmen.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Ottilie die Augen senkend; „er ist jedenfalls ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung, wenn ich auch fühle, daß ich trotzdem keinen Halt an ihm finden würde. Frage mich nicht Onkel, beruhige mich nur über Mama.“

Er streichelte den jungen Mädchenkopf, der sich an seine breite Brust schmiegte und flüsterte bewegt: „Über deine Mutter, mein Kind, wache ich fortan. Sie soll mit in mein Haus ziehen.“

Ottilie fühlte, daß der geborgen sei, über den die Augen dieses Mannes wachten, und mit schnell zurückkehrendem Jugendmut eilte sie gleich darauf hinaus, um sich für den Spaziergang mit Doktor Alfred anzukleiden.

Und so schritten sie denn eine Viertelstunde später mitsammen auf der Landstraße dahin, am Forsthaus zum Kesselberg vorbei, im Waldesschatten bergan, bergab, dem Walchensee zu. Sie schwiegen. Ottilie durchdachte schweren Herzens nochmals das Gespräch mit dem Onkel. Alfred Moscheles betrachtete seinen weiblichen Weggenossen immer heimlich von der Seite und grübelte dabei über sehr wichtige Dinge nach. Was Ottilie da auf dem Kopfe hatte, war unlegbar ein Gut. Ein Damenhut war ein Gegenstand, von dem Doktor Alfred Moscheles bislang die allgemeine Vorstellung gehabt: es sei ein Ungeheuer aus Sammet und Federn, welches, neben seinen Begleiterscheimungen, als da seien teure Kleider und moderne Mäntel, einen wichtigen Platz in der Nationalökonomie einnahm und als ein Faktor in der sozialen Frage betrachtet werden könne. Von der Existenz solcher schmucklosen grauen Dinger, bloß mit Schnur und Vogelfittich verziert, hatte er keine Ahnung gehabt und noch weniger davon, daß „solches Ding“ so entzückend aussähe, besonders, wenn in einem schlanken weißen Nacken unter solchem Filzrand ein kurzes Gelocke hervorquillt. Die Schlußfolgerung war eine ungeheure! Wenn es also Frauen gab, welche nicht den ganzen Monatsgehalt ihres Gatten auf dem Kopfe trugen, so konnte auch Doktor Alfred Moscheles vielleicht noch gar eines Tages daran denken, sich zu verheiraten.

Zu ihrer Linken stieg, da es nun scharf bergan ging, die zerklüftete rötlich graue Felswand des Jochbergs auf, während zur Rechten, in die Abstände des Herzogsstandes da und dort liebliche Thalschluchten sich hinein schoben. Und überall wo nur ein wenig Humus am Gestein haftete, schossen die dunklen Tannen kerzengrad in die Höhe.

„Wenden Sie sich um,“ sagte Ottilie, als sie auf der Höhe des Wegs angekommen waren. Schwer atmend stan-

den beide und sahen ins weite Land hinein und sahen unter sich den Kockelfelsen und fernerhin, in der flachen Gegend, den Starnbergersee wie zwei flache Metallplatten daliegen. Die Luft war so klar, daß man am jenseitigen Ufer des Starnbergersees das weiße, schloßartige Gebäude der Rattmannshöhe erkennen konnte.

Doktor Alfred Moscheles hatte niemals Zeit gehabt, sich um die Schönheiten der Natur zu kümmern, und kein Geld besessen, um Reisen zu machen. Der große Anblick durfte ihn fesseln und entzücken, doch nahm er ihn mit einem umfassenden Blick in seine Seele auf und sah dann voll heißer Dankbarkeit Ottilie an. Wie ihre Wangen frisch blühten, wie ihr blaues Auge unter dunklen Brauen blitzte!

„Nicht wahr, es ist ein schöner Anblick?“ fragte sie. „Der göttlichste, den ich je gehabt,“ sagte er, sie unverwandt anschauend.

„Aber nun — weiter,“ rief sie, „noch wenig Schritte und da — sehen Sie, da ist er!“

Durch die gelichteten Baumwipfel blinkte der Spiegel des Walchensees, den ganzen Horizont hinter ihm schlossen starre, weiße Gebirgshöhen ab. Ottilie lief die kleine, sich niederstreckende Strecke der Straße hinab, der Doktor folgte ihr; dann standen sie zwischen den beiden einsamen Häusern, welche Urfeld heißen, am Ufer. Leise murmelte das Wasser, auf seinen krausen Wellen zitterten schnell wechselnde Lichtblitze. Erhaben, schweigsam und kalt wie der Tod, schauten die in Schnee und Eis erstarrten Gipfel des Karwandelgebirges über die grünen Vorhügel der Isarberge, die drüben den See umkränzten, empor. Links und rechts am See und hinter den beiden stillen Beschauern hoben sich die bewaldeten Höhen. Erhabene Ruhe herrschte in dem weiten Thalkessel; in schauriger Andacht drängte Ottilie sich näher an ihren Begleiter und er faßte ihre Hand, doch ohne daß eins von ihnen sich dieser Bewegung bewußt ward. Ein geller Schrei in den Lüften schreckte sie auf. Mit mächtig ausgespannten Flügeln schwebte ein Adler vom Herzogsstand hinüber in die Richtung der weiß dräuenden Gipfel. Nach einer kleinen Pause der Verwirrung sagte Ottilie schüchtern: „Wir werden uns ein wenig ausruhen müssen; ich wenigstens bin nicht imstande, gleich denselben Weg noch einmal zu machen, wir haben doch eine Stunde gebraucht.“

„Ich,“ versetzte der Doktor heiter, „ich bin nicht im geringsten ermüdet und könnte gleich auf den Herzogsstand marschieren. Aber gehen wir in dieses Haus zur Linken, es ist offenbar ein Wirtshaus.“

Ein hübsches Mädchen mit sehr unternehmenden braunen Augen öffnete ihnen die Thür, begrüßte Ottilie sehr freudig und fragte nach den Wünschen der Herrschaft.

„Sind Sie immer noch da, Fanny? und doch meinten Sie im Sommer schon, Sie würden nicht noch einmal einen Winter in der Einsamkeit aushalten,“ sagte Ottilie freundlich.

Fanny lachte glücklich. „Ich hab auch als g'dacht, nach Münta heimzukehren, aber der Sepp Malshuber laßt mich nicht; er hat g'moint, wann's mir nit zu satrisch langweil wär im Dorf Walschensee, könnt'n wir ja mitm Pusthalter sprechen, wegen der Hochzeit. Na, und wann der Sepp mi liab hat, is mir die Langweiligkeit in Walschensee tausendmal angenehmer, als die Plästerlichkeit drinn in Münta ohne den Sepp. — Aber mit was darf i Jhna aufwarte?“

„Mir ein Glas Milch, bitte! der Herr Doktor trinkt gewiß Bier.“ Fanny ging hinaus, sie setzten sich in der einfachen Stube einander gegenüber an einen der Holzische.

Doktor Alfred Moscheles hatte eine zweite ungeheure Entdeckung gemacht; es gab also weibliche Wesen, denen die Abgeschiedenheit mit dem Geliebten schöner erschien, als das Vergnügen in der großen Welt. Wenn eine Münchner Kellnerin so denken konnte, wie viel mehr mußte ein hochgebildetes Wesen . . . aber nein, ihm war's, als habe er einmal gelesen, daß die moderne Erziehung . . . er konnte den Gedanken nicht zu Ende bringen. Fanny kam mit Milch und Bier und einem Gläschen, in dem sich eine krystallhelle Flüssigkeit befand.

„Was ist das?“ fragte er.

„A Czuzian. Die Herrschaft dürfe nit kalt trinke, ohne z'erst a Czuzian z'nehma,“ sagte Fanny bestimmt.

„Was ist das?“ fragte er nochmals.

„Ein Schnaps!“ rief Ottilie lachend, ergriff das Gläschen und sog mit ihren roten Lippen die Hälfte des Inhalts aus, schüttelte sich, lachte und reichte ihrem Genossen das Glas. Schnaps! Mit Fräulein Ottilie von Droste Schnaps aus einem Glase trinken! Er stürzte das scharfe, brennende Naß, es war so viel wie ein Fingerhut voll, auch hinunter und mußte auch lachen. Es war zu lustig. Ottilie hielt plötzlich mit Lachen inne und sah ihn ganz verwundert an. Wie sah er doch anders aus, sie hatte ihn bis jetzt immer nur im tiefsten Ernste gesehen. Zwei Reihen wundervoller Zähne kamen zu Gesicht und seine Züge wurden jung und rund, während die scharfen Linien, welche die Denkarbeit sonst hineingegraben, Ottilien eigentlich sehr viel Scheu eingefloßt hatten.

„Wie gut Ihnen das Lachen steht!“ sagte sie so recht überzeugungsvoll.

Selbst, ob schon sein Herz vor Glück schwall, wurde ihm doch wehmütig.

„Vielleicht,“ sprach er, „weil das Lachen ein seltener Gast auf meinem Gesicht ist. So jung ich bin, liegt schon ein Leben voll harter Arbeit hinter mir. Meine erste Jugend war sehr düster, nicht sonnig und voll Freiheit wie die Ihre. Ich durfte nicht einmal die Lust des ärmsten Gassenbuben genießen, denn mein Vater, arm und stolz wie er war, wollte mich keinen Beschimpfungen aussetzen, und so konnte ich mich nicht einmal im Freien tummeln. Ich bin ganz und gar eine Stubenpflanze.“

„Aber als Ihre Eltern starben, hatten Sie im Hause der Großeltern doch mehr Freuden?“ fragte Ottilie innig.

„Nein, ich hatte keine Zeit, jung zu sein, ich mußte immer lernen, um Gymnasium und Universität rascher, als es Andern möglich ist, zu absolvieren.“

„Aber jetzt, jetzt erleichtern Ihnen die Großeltern doch das Leben?“ fragte Ottilie dringend.

„Ich ernähre sie,“ sagte er mit einem leichten Lächeln, „und seit ich das kann, bin ich glücklich.“

„D!“ rief Ottilie und sah ihn innig an.

„Und jetzt und heute bin ich sehr glücklich!“ schloß er in tiefer Bewegung.

Sie hatten Beide feuchte Augen. Ottilie streckte ihm die Hand über den Tisch hin; sie drückten sich heftig die Hände.

Dann schwiegen sie, und die schmutze Fanny dachte, daß ihr Sepp bedeutend unterhaltender sei, als der Stadtherr mit dem Augenglas und dem modischen Rocke. Zuletzt sah Doktor Alfred Moscheles nach seiner Uhr und meinte, daß Frau Marianne ihnen noch nachgerufen habe, es werde um zwei Uhr zu Mittag gespeist, mittlerweile sei es jedoch schon halb eins geworden und es möchte daher Zeit sein, heimzukehren.

„Wir wollen nachher ein Streckchen von der Straße abschweifen und am großen Wasserfall hinabklettern. Er ist eigentlich auch nur klein, oder doch nur schmal, aber er heißt der große zum Unterschied von der Klamm, wo ich neulich mit dem . . .“

Ottilie stockte. Ach, ihr fiel die Begegnung mit jenem seltsamen Manne wieder mit Rentnerlast auf die Seele.

„Führen Sie mich, wohin Sie wollen. Sie sehen, daß man mir immerhin einige Strapazen zumuten darf.“

Ottilie lächelte ein wenig. Sie kamen auf der Straße an die Stelle, wo sie abbiegen mußten. Der wilde Gebirgsbach, der dort plötzlich neben der Straße in dickem Strahle aus dem steinigem Boden schießt, sich dann rasch durch Zufluß von allerlei Quellen vermehrt, wirft sich schon etwa hundert Schritte nach seinem Ursprunge in starken Strome zwischen dem dunklen Baumbüschel, etwa siebenzig Fuß vom Felsen, hinab, brodelnd und kreist dort in einem kleinen Becken, das das Wasser sich ausgehöhlt hat und poltert dann eilig die abhüßigen Pfade weiter hinab, um sich endlich in den Kesselsee zu ergießen. Neben dem Falle führen natürliche Stufen im Gestein hinab zum Boden.

Der Doktor kletterte vorsichtig voran, bei jedem Schritt Ottilie stützend. Sprechen konnten sie nicht zusammen, denn

der brausende Schwall verschlang jeden Laut. Drunten brütete eine feuchte Wärme, das Gestein war naß überprüßt und glänzte blank. Mit starren Augen, in Gedanken versunken, verfolgten Beide den grünlich-weißen Fall des Wasserbandes, und je länger sie darauf hinschauten, umso mehr schien der Fall einer rotierenden, hellen Glaswalze zu gleichen. Alfred wollte eben eine Bemerkung darüber machen, er wandte sich Ottilien zu und öffnete schon den Mund, als er merkte, daß der tosende Lärm ihm kein Wort verstatte, wenn er es ihr nicht direkt ins Ohr sagen durfte. Zugleich hob Ottilie das Auge zu ihm. Er fühlte einen großen Schrecken. So viel leidenschaftliche Trauer lag in ihrem Blick, so viel — ja, er wußte es nicht zu nennen, was sonst noch; es war etwas unmembar Süßes, Vertrauensvolles. Und nun verdunkelte gar eine Thräne diesen Blick, ein Tropfen rann die Wange hinab — noch einer — nun schlug Ottilie die Hände vor ihr Angesicht, sie weinte!

„Ottilie!“ rief er betroffen aus, „was ist Ihnen? Sie weinen! Kann ich Ihnen helfen?“

Er steckte beide Hände nach ihr aus, sie legte ihre Rechte hinein, die er fest umschloß und lehnte ihr Haupt gegen seine Brust.

„Ich bin sehr elend,“ rief sie. „Ich fühle, daß mein Leben nicht mir gehört und ich bin so undankbar und egoistisch, mich dagegen aufzubauen. Sie sind so gut, so nachsichtig mit mir. Sie sind des Dufels Freund, aber der meine auch, nicht wahr?“

Ob er jedes Wort verstand, ob schon er sein Ohr dicht zu ihrem Munde neigte, bleibt unentschieden. Doch mußte die letzte Frage ihm ganz verständlich geworden sein, denn er sagte, Ottiliens Hand pressend: „Ja, Ihr Freund für das Leben.“

Er war sehr blaß. Ihm wurde sehr feierlich zu Mute. Dies Gelöbniß der Freundschaft im Angesicht der ernsten und erhabenen Natur war der größte Augenblick in ihrer Beiden Leben.

Als sie dann nachher wieder auf gebahnten Wegen weiter wanderten, sagte Doktor Alfred Moscheles noch in tiefer Bewegung: „Mein teures Fräulein, ich hoffe, daß Sie mir auch Gelegenheit geben werden, meine Freundschaft mit mehr als bloßen Worten zu bekräftigen. Zwar wünsche ich nicht, daß Ihnen Übles begegnet, aber wenn es einmal sein sollte, erinnern Sie sich, daß ich als Ihr Freund das Recht habe, Ihnen beizustehen.“

„Welch' eine Beruhigung ist es,“ sagte Ottilie lächelnd und erleichtert seufzend, „wenn man einen Freund besitzt. Das ist doch noch ganz anders, als die Freundinnen. Ja, wir wollen immer treu zu einander stehen und ich will nie etwas beschließen, ohne Sie vorher um Rat zu fragen.“

Darauf begann Doktor Alfred Moscheles sich über das Wesen der Freundschaft zu verbreiten und die Ausprüche der außerordentlichsten Männer über dieselbe zu zitieren. Ottilie wußte zwar gar nichts von Schopenhauer, aber es beruhigte sie doch ungemein, daß dieser Philosoph sage, wahre und echte Freundschaft setze eine starke, rein objektive und völlig uninteressierte Teilnahme am Wohl und Wehe des andern voraus und diese wieder ein wirkliches sich mit dem Freunde identifizieren. Daß Schopenhauer das Vorkommen so vollkommener Freundschaft bezweifelte, hatte Doktor Alfred Moscheles in dieser Stunde entweder vergessen oder er gab dem Philosophen zu diesem Unglauben keine Berechtigung mehr.

Sie kamen viel zu schnell nach Hause, der Weg war viel zu kurz; merkwürdig, wie ganz die Zeit und die Gedanken ausgefüllt werden, von solcher — Freundschaft.

Frau Marianne verzögerte unter allerlei Scheingeschäften den Augenblick ihres Eintrittes in das Wohnzimmer, wo sie wußte es, Lothar ihrer voll Ungebild harrete. Mit einem schmerzlichen Seufzer ergab sie sich schließlich in das Unabwendbare. Der Professor stand am Kamin, den Ellbogen auf den Sims gestützt und schaute nachdenklich in die Flamme, als Frau Marianne zu ihm trat und leise sprach: „Sie haben etwas auf dem Herzen, Sie suchen dies Alleinssein mit mir, ich fühl' es wohl Lothar. Aber wenn Sie können — Barmherzigkeit Lothar! Rühren Sie nicht an Dinge, die nun doch einmal unabwendbar, unabänderlich . . .“

„Das,“ fiel er ein, „das ist ja eben Ihre feste, thörichte Wahnvorstellung, die ich bekämpfen will und werde. Dies Leben, Marianne, muß ein Ende nehmen, um Ihrer selbst willen, um Ihres Kindes willen müssen Sie in die Welt zurückkehren.“

„Um noch einmal,“ rief Marianne mit Leidenschaft, „die schmachvollsten Demütigungen zu erfahren! Um nun mein Kind zur Zeugin derselben zu machen! Niemals!“

„Aber wer sagt Ihnen denn, daß die alten Verleumdungen noch einmal lebendig werden?“

„Wer mir das sagt?“ fuhr Marianne, sich steigend, fort, „wer mir das sagt? Kennen Sie nicht die Unsterblichkeit eines bösen Gerüchtes, die Lebensfähigkeit der Lüge, die Wollust, welche in der Verleumdung für die meisten Menschen liegen muß — denn würde sie sonst geübt? Die Grausamkeit der bösen Zungen? Kennen Sie das Alles nicht? Ich bin das Opfer eines schlimmen Verhängnisses, ich kann es bejammern, aber dagegen ankämpfen kann ich nicht. Den Dieb, der mich bestiehlt, kann ich gefangen setzen lassen, Mörder richtet man mit Strick und Beil, aber gegen den Diebstahl durch leichtbeschwingte Siftzungen, gegen den Mord durch feige Verleumdung schützt mich unsere gestittete Welt nicht! Wäre ich ein starkgeistiges Weib, könnte ich die Gesellschaft, welche solchem erbärmlichen Laster fröhnt, verachten und ihr trotzen. Ich bin aber ein Geschöpf mit weichem Gemüt und verwundet, wie ich bin, berg' ich meine Wunden in der Stille.“

„Bedenken Sie zwei Umstände: Ihre Pflicht gegen Ottilie und daß Sie nun unter meinem Schutze stehen,“ sagte Lothar von Droste beschwichtigend.

„D, ich habe diese Stunde gefürchtet!“ sprach Marianne klagend. „Glauben Sie denn, daß meine Augen, geschärft durch so traurige Weisheit, nicht schon in Blick und Miene der Menschen zu lesen verstehen, wenn vielleicht das verleumderische Wort sich aus Furcht vor Ihnen nicht hervorwagte.“

„Nun,“ rief er mit starkem Ton, „so lernen Sie das übersehen! Um Ottiliens willen muß es Ihnen leicht werden und wenn Sie es einmal überwunden haben, werden Sie bald die Kraft finden, zu verachten. Mein Haus ist bereit, folgen Sie mir nach München.“

„Der Baron Argel von Lindström lebt auch dort,“ sagte sie.

„Ich weiß es. Desto besser! Schwingen wir uns zu der Objektivität empor, daß dieser Mann in der That nicht ahnen konnte, welche entsetzlichen Folgen sein Knabenstreich über Sie bringen sollte und daß er nicht so schuldig ist, daß wir ihn fliehen müßten. Begegnen wir ihm unbefangen; wenn ich, der Bruder Ihres Gatten, ihm die Hand reiche, so müssen diejenigen, welche wissen, daß sein Name mit Ihrem Leben verknüpft wird, doch zur Einsicht kommen.“

Frau Marianne schwieg sinnend, während Lothar sie angstvoll beobachtete.

„Ottilie kennt ihn,“ sprach sie zögernd.

„Ich weiß es,“ antwortete er, „sie hat ihn noch zweimal ohne Sie gesehen; sie berichtete mir Alles.“

„Wie?“ rief Marianne zurückfahrend, „so hat er ihr vielleicht gar Andeutungen gemacht? Mein Kind ahnte . . .“

Die dunklen, in tödtlicher Angst auf ihn gerichteten Augen erschütterten den Professor sehr; er fand nicht den Mut, die ganze Wahrheit zu sagen.

„Nein,“ sprach er beschwichtigend, „Ottilie ahnt nichts. Aber der Baron hat — erschrecken Sie nicht — Ottilien um Erlaubnis gebeten, sich um sie zu bewerben.“

Marianne legte die Hand über die Augen. Welch' ein Ausweg zeigte sich da. — Der Mann, um dessentwillen sie so verleumdet worden war, der Gatte ihrer Tochter — auch der Blindeste mußte dann einsehen, daß alles Lüge gewesen. Aber er war ihr so haltlos, so ein Spielball augenblicklicher Erregungen erschienen — Ottilie könnte elend mit ihm werden! Man mußte ihr das ansprechen! Kein Opfer, nein, kein Opfer! Ottilie hatte schon, ohne es zu wissen, genug entbehrt um dieses Verhängnisses willen. Aber wenn sie ihn nun liebt — ganz richtig, Ottilie war seit kurzem verändert! wenn sie ihn liebt! Das wäre doch wie ein Zeichen von oben. Dann durfte Marianne doch dieser Lösung entgegenjubeln . . .

„Niemand,“ sagte sie heiser, „niemand würde dann noch wagen, zu glauben, daß ich . . .“

„Sie irren,“ antwortete Lothar leise, „man würde sagen, Sie verheirateten Ihre Tochter mit Ihrem alten Verehrer.“ Marianne stieß einen Schrei aus, wie ein verwundetes Tier. „Schmachvoll, zu schmachvoll!“ rief sie.

Lothar von Droste nahm sanft ihre Hand in seine Rechte und zog mit der Linken ihre Gestalt näher an sich.

„Marianne,“ sagte er, vor Bewegung zitterte seine Stimme, „es gäbe einen andern Ausweg und er würde einen Glücklichen schaffen!“

Sie hörte nicht.

„Wenn sie ihn aber liebt,“ flüsterte sie vor sich hin, „muß ich es doch gestatten. . . o Lothar, mir schaudert davor.“

„Ottilie weiß noch nicht, was Liebe ist; ich habe wohl empfunden, daß ihr Herz nur beunruhigt, nicht beglückt von dieser Werbung war. Und unsere Tochter ist zu gesunden Geistes und Gemüths, um eine Wahl ohne innere Klarheit zu treffen. Marianne, ich sagte unsere Tochter!“

„Sie sind ihr auch ein wahrhafter Vater,“ murmelte Marianne.

„Sie wollen mich nicht verstehen!“ rief er schmerzlich. „Und dennoch wissen Sie, Marianne, daß ich, seit ich Sie sah, und ich lernte Sie erst nach dem Tode meines Bruders kennen, nur einen Wunsch . . .“

„Still!“ rief sie, leichenblaß werdend, „kein Wort! Ihr Mitleid treibt Sie zu weit! Ich bin sehr beklagenswert, ich weiß es! Aber ehe ich mich von Lothar von Droste — aus Mitleid — heiraten — lasse . . .“

Sie sank, der Bewußtlosigkeit nahe, in den nächsten Sessel. Der Professor wandte sich ab. Er trat an das Fenster; man hörte keinen Laut, aber es schien, als gehe ein Beben durch die Hünnegestalt des Mannes. Er starrte über den See hinaus. (Fortsetzung folgt.)

Altenglische Gedichte.

Übertragen von Alfred Friedmann.

I. Der Liebe letzter Augenblick.

Da nichts mehr hilft, komm, laß uns küssen, scheiden!
Nein, aus ist alles und gesprengt der Damm!
Und ich bin froh, ja froh in meinen Leiden,
Daß ich so gänzlich mich befreien kann!

Der letzte Händedruck! Bergiß die Schwüre.
Und wenn wir irgendwie uns wiedersehn,
Sei unsre Stirn nicht des Gedankens Thüre,
Die dann verrät, was zwischen uns gesehn.

Nun — bei der Liebe letztem Atemholen,
Wenn Pulse stocken, Leidenschaft verhaucht,
Der Glaube kniet am Sterbebett, verstoßen,
Der Unschuld Auge sich in Dunkel taucht:

Nun — wollest du, da Liebe aufgegeben
Von allen, — rieft du sie vom Tod ins Leben!

Michael Drayton.

Kunstgewerbliches.

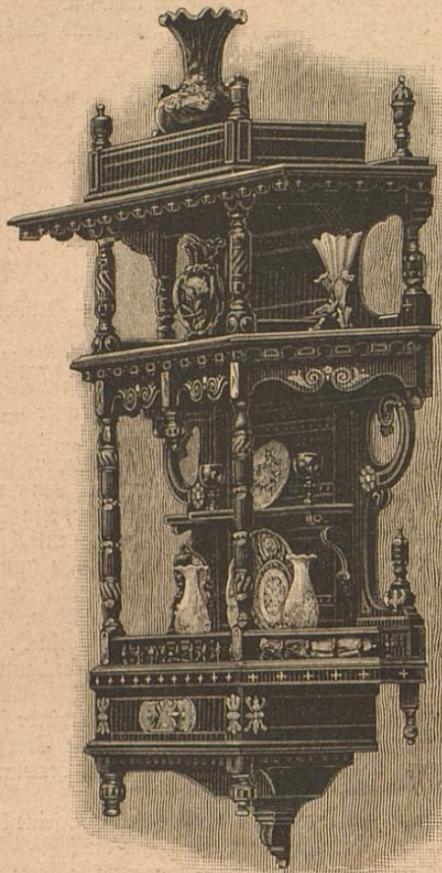
Der Möbelbau lag etwa bis zu der Berliner Gewerbeausstellung in der Hauptstadt ungemein im Argen. Es wurden Unmassen sogenannter moderner Möbel fabriziert, billig, aber meist schlecht; die Berliner Möbel hatten geringen Ruf, während schon damals Bembé in Mainz, Pallenberg in Köln, Ege und Eppe in Stuttgart, Stöbebrandt in Karlsruhe, sowie einzelne Nürnberger und Münchner Ateliers vornehm geartete, geschmackvolle Kunstmöbel schufen. Die Ausstellung änderte das mit einem Schlage. Architekten wie Kaiser und Großheim, wie Ende u. a. nahmen sich der Sache an, schufen künstlerisch hervorragende Zimmereinrichtungen, und unsere Tischler bewiesen, daß sie fähig seien, das Allerbeste zu leisten. Diesen mußte schon damals auch Nicht beigezählt werden. Er zeigte seine Stärke in Möbelkollektionen, die bei mäßigem Preise, für das gute, wohlhabende Bürgerhaus bestimmt, allen Ansprüchen an Geschmack, Bequemlichkeit und Tüchtigkeit genügten. Es ist damals an dieser Stelle der Möbelkollektionen Nichts nach Gebühr Aufmerksamkeit geschenkt worden.

Seit jener Zeit hat der Berliner Möbelbau sich glänzend entwickelt, wenn auch nicht in der Richtung, welche das Aus-

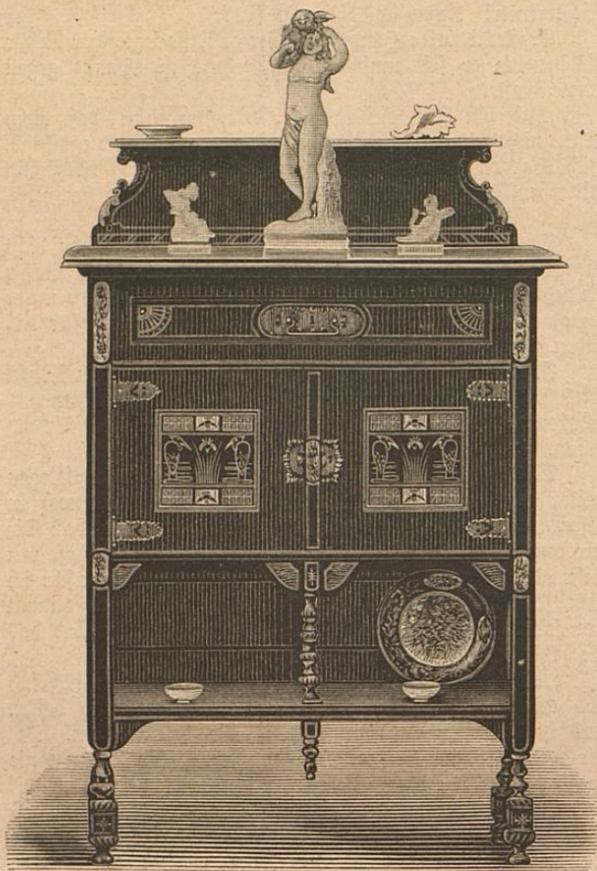
deutschen Möbel jetzt nur noch schwer verkäuflich seien, der vorhandene Vorrat werde wenigstens nicht mehr oder nur auf direkte Bestellung ergänzt. Die Toten reiten eben schnell, doch darf man nicht die Launen der schnell wechselnden Mode mit den Ansprüchen guten Geschmacks verwechseln. Wer ein Herren-, ein Speisezimmer formenschön einrichten will, wird dazu noch immer nichts Besseres wählen können, als diese Renaissance, wie sie nach künstlerischen Entwürfen aus Nichts Atelier hervorgeht. Allerdings klagen die Abnehmer, wie der Meister versichert, daß ihnen die Formen zu schwer, zu massiv seien.

So ist man denn zum Barock, zum Rokoko gekommen, von denen hier auch treffliche Proben anzutreffen sind. Aber dem allgemeinen Wunsche nach Neuem, nach Überraschendem muß Rechnung getragen werden, und so hat Nicht mit Unter-

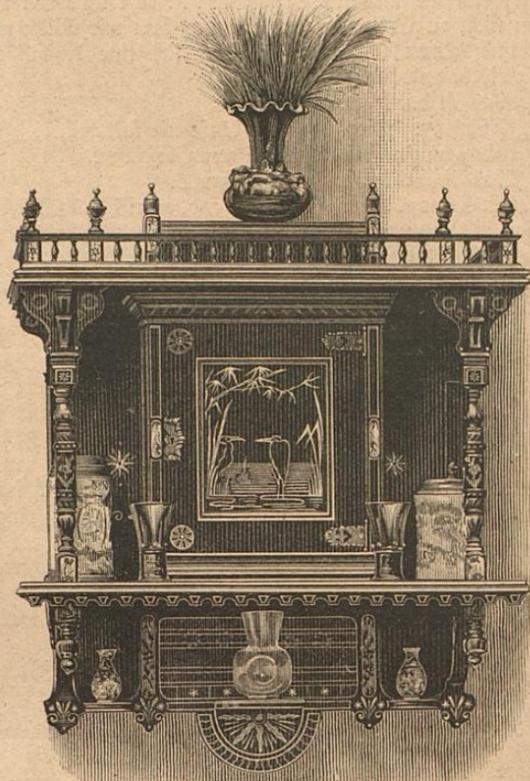
jener Muster ist aus dem Holze herausgeholt, man hat auf dem hellen Grunde wieder andere Dekorationen japanischen Geschmacks ausgespart stehen lassen, Kraniche, flatternde Vögel, Schmetterlinge, Blumenzweige, wie sie japanische Malereien uns in Menge vorführen. Endlich aber begnügt der Künstler sich nicht damit, diese japanischen Zeichnungen auf den rohen, hellen Grund des Ahornholzes zu stellen: er deckt diesen Grund durch Perlmutter-Imitation oder Altgold. So haben wir denn Möbel von dunklem Holze, mit Mustern von Perlmutter und Altgold bedeckt, auf denen japanische Gestaltungen sich hervorheben. Es ist nicht zu leugnen, daß damit ein ebenso origineller wie reizvoller Effekt erzielt wird. Dazu verwendet man noch Polsterstoffe, Draperieen u. von japanischer matterippter Seide. Es wird damit der immer noch steigenden Vorliebe für das Japanische Rechnung getragen und zwar zum ersten Male in Anwendung auf Bau und Dekoration von ganzen Möbel-Etablissements, während man sich bisher darauf beschränkt hat, Einzelstücke, Originale oder Kopieen, japanischer Arbeit inmitten anderen Hausrats aufzustellen. In solcher Verbindung englischer Formen mit japanischen Dekorationen



Wand-Stage, ausgeführt vom Hofstischlermeister G. Nicht in Berlin, in dunkelgefärbtem und poliertem (palsanderartig) Ahornholz mit in letzteres eingegrabenen Ornamentverzierungen. Höhe 122 Cent., Breite 88 Cent.



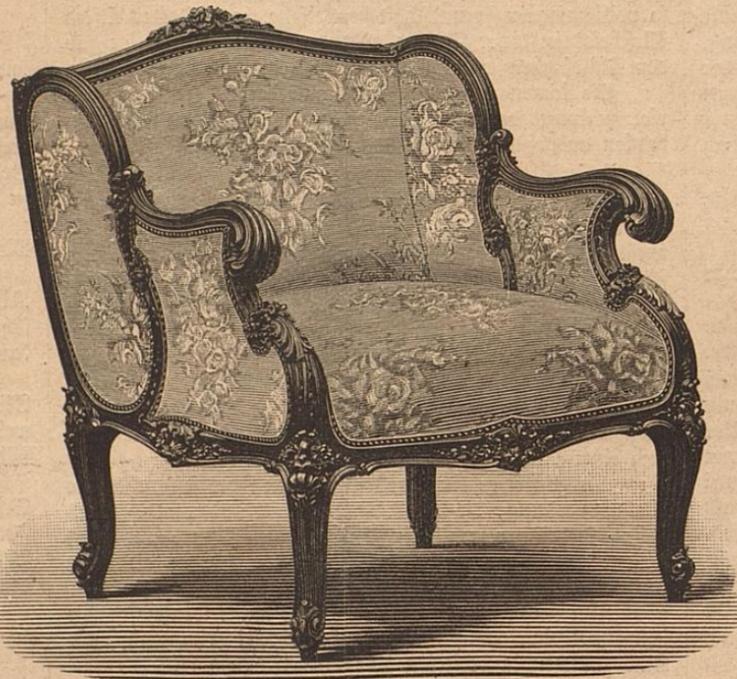
Salon-Schrank, ausgeführt vom Hofstischlermeister G. Nicht in Berlin, in dunkelgefärbtem und poliertem (palsanderartig) Ahornholz mit in letzteres eingegrabenen Ornamentverzierungen. Höhe 126 Cent., Breite 84 Cent.



Wand-Stage mit Schränkchen, ausgeführt vom Hofstischlermeister G. Nicht in Berlin, in dunkelgefärbtem und poliertem (palsanderartig) Ahornholz mit in letzteres eingegrabenen Ornamentverzierungen. Höhe 100 Cent., Breite 86 Cent.

stellungs-jahr ihm vorzeichnen schien. Alles sollte damals „stilvoll“, altdeutsch, deutsche Renaissance sein. München hatte bei der deutschen Kunstgewerbeausstellung 1876 diese Richtung vorgezeichnet, Berlin folgte. Ein reizendes altdeutsches Gretchenzimmer war damals von einem geschmackvollen Finanzmann in München gekauft und seinem Hause in der Wilhelmstraße eingefügt worden. Diesem ersten folgten bald weitere: jeder wollte ein Herrenzimmer, einen Speisesaal in altdeutschem Geschmack, mit hoher Vertäfelung, schweren Lutherstühlen, mit Truhen, Kredenzen, Büchenscheiben und alten Stoffen haben, jeder seine Schlafstube in deutscher Renaissance gestalten. Das war, so hieß es, der Stil der Zukunft, der wahrhaft nationale. Aber der Rückschlag blieb nicht aus, bald erwies der „Stil“ sich als „Mode“, die kurz und streng herrscht, um dann einer anderen Platz zu machen. So ist denn kaum mehr als ein Jahrzehnt vergangen und wir möblieren nach einander Barock, Rokoko, Empire, zumeist aber wieder buntes Allerlei. Aus dieser Hast und Eile, stets haben, das Gefrüge durch überraschendes Heute übertreffen zu wollen, dürfte sich vielleicht als gesundes, verständiges Resultat ergeben, daß wir jeden unserer Wohnräume künftig seinem Zweck gemäß ausstatten, das Boudoir zierlich, den Salon prächtig, das Wohnzimmer behaglich, das Herrenzimmer traulich, die Schlafstube bequem. Bei solchem Programm gäbe es Platz für Rokoko, Barock, für altdeutsche und niederländische Renaissance, für englische und selbst für japanische Formen.

Auf derartige Gedanken hat uns kürzlich ein Besuch der Magazine von Nicht gebracht. Mit der sündigen Intelligenz und dem gesunden Geschmack des tüchtigen Kunsthandwerkers hat Nicht immer die Forderungen — oder sagen wir richtiger Launen? — des Tages begriffen und sich mit ihnen abzufinden gesucht. Wir waren hingegangen, um eine neue Möbelkollektion von eigenartiger Schönheit zu sehen. Aber da bot sich auf dem langen Wege durch die weiten Hallen der Magazine manches der Betrachtung dar, eine vollständige Illustration zu der Geschichte des Berliner Möbelbaues innerhalb des letzten Jahrzehntes. In einer Ecke finden sich noch jene polierten Möbel, die jahrzehntelang für schön, weil als modern galten, heute aber nie mehr verlangt werden. Nicht war aber auch einer der ersten, die sich der deutschen Renaissance zugewendet; seine Eptische, Kredenzen, Schränke, Truhen schmückten manchen vornehmen Haushalt. Aber der Meister klagt, daß auch diese alt-



Fauteuil, ausgeführt vom Hofstischlermeister G. Nicht in Berlin, in ital. Nußbaum mit reicher Schnitzarbeit im Rokoko-Stil.

stützung seiner Künstler neue Kombinationen von großer origineller Schönheit versucht, von denen er hofft, daß sie wieder einmal einen Stil der Zukunft bilden werden. Um dieses Neue zu sehen, sind wir eigentlich hergekommen. Es ist dies eine Kollektion Luxusmöbel, für die man die vor einigen Jahrzehnten beliebten englischen Formen wieder zur Anwendung gebracht hat, in denen eine gewisse Knappheit und Einfachheit des Konstruktiven sich mit Bequemlichkeit und praktischer Nutzbarkeit. Von jeder Tändelei der Form, von jeder Überladung mit Ornamenten wird da Abstand genommen, trotzdem aber sehr reizvolle Wirkung erreicht. Diese ist erhöht worden durch ganz eigenartige Dekorierung. Die Möbel sind aus braungebeiztem Ahorn gebaut. Aus der mattgetönten dunklen Fläche hat man dann Zeichnungen herausgeholt, so daß die helle Farbe des natürlichen Holzes in diesen wieder auf dessen dunkler Oberfläche hervortritt. Aber nicht die ganze Fläche

meint Nicht ein Neues gefunden zu haben, das dem modernen Geschmacks zuträglich und sich allgemein einführen wird. Es gehören allerdings diese Möbel, schimmernd von Perlmutter und mattem Gold, bedeckt mit den phantastischen Gestaltungen der japanischen Formenwelt zu dem Außerordentlichsten, was die neuesten Kunstgewerbe eronnen und ausgeführt haben. Schon die kleine Kollektion, die wir hier sehen, ist von ganz eigenartiger Schönheit. Aus dem Magazin in einen Salon verpflanzt, muß ihre Wirkung sich noch wesentlich erhöhen. Wir sind fest davon überzeugt, daß der gute Geschmack und nicht zum mindesten auch die Vorliebe für frappierende Neuheiten sehr bald von diesen Gebilden Besitz ergreifen, daß diese künstlerische Verbindung von England und Japan in Mode kommen, gern gekauft werden wird. Ob damit aber ein fester Stil der Zukunft gefunden ist, das bezweifeln wir billig und das meint auch wohl Meister Nicht kaum. Die dauernde Herrschaft bestimmter Formen und Dekorationen scheint in unserer schnelllebenden Zeit zu den unerreichbaren Wünschen zu gehören, und vielleicht sind die Schöpfer aller dieser originellen Stile oder Moden damit ganz einverstanden.

So sehr Nicht diese seine geniale Produktion liebt wie ein Vater das eigene Kind, so sehr ist er doch spekulativer Industrieller, um auf Neues zu sinnen, wenn der Tagesgeschmack sich zu wandeln beginnt. Einseitigkeit und Beschränkung auf Bestimmtes ist wahrlich nicht der Fehler der modernen Kunstgewerbe.

Da sehen wir ganz in der Nähe dieser englisch-japanischen Meisterstücke ein ganz reizendes Schränkchen zu Porzellan im Geschmacks der Zeit Ludwigs XIV. Da erinnert nichts weder an England noch an Japan. Edelgebildete Formen sind die tragenden Glieder, ein Louvrebach, Muschelformen, Ornamente von künstlerisch ausgeführter Bildhauerei versehen uns in eine ganz andere Formenwelt. Und weiter entfernt sehen wir die deutsche Renaissance gemildert und vereinfacht in ornamentalen Holzskulpturen aus Polifander, also nicht nur für Herrenzimmer geeignet, sondern salonsfähig gemacht. Zunächst tritt jenes Japanische diesen bekannteren Bildungen siegreich gegenüber in wahrhaft strahlender Schönheit; einst geht man aber vielleicht wieder zu schlichterem Geschmack über. Der Beobachter aber empfindet große Genugthuung über diesen Zug von Selbstständigkeit und künstlerischer Gestaltungsfähigkeit, der sich in unseren Kunststicker-Ateliers dauernd offenbart, seit sie ihren Arbeiten die Entwürfe tüchtiger Künstler zu Grunde legen.



Der Gelegenheitsdieb. Gemälde von Otto Erdmann.

Mit Genehmigung der photographischen Gesellschaft in Berlin nach einer im Verlage derselben erschienenen Photographie

Die Dame als Reiterin.

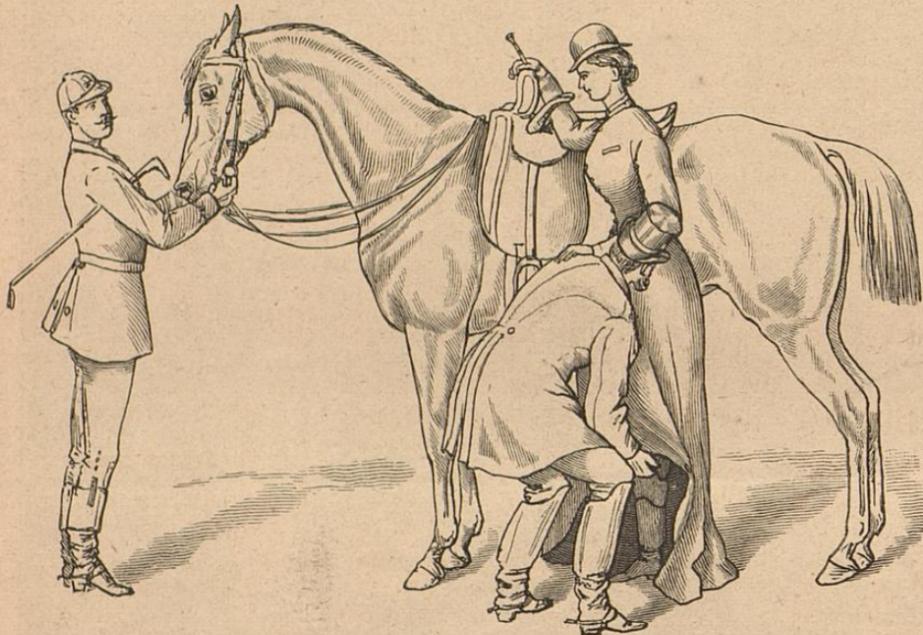
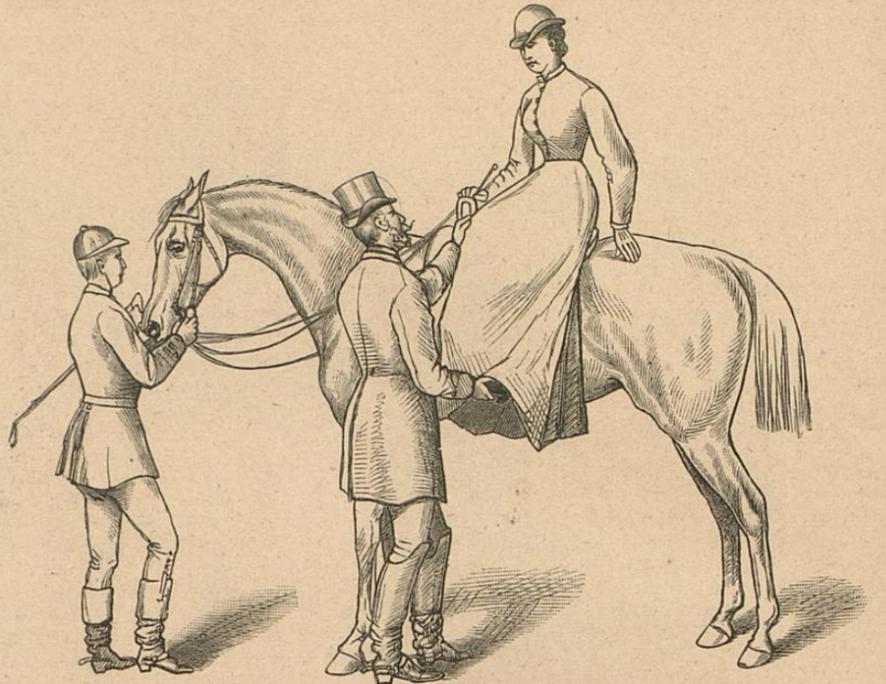
Von R. von Steinheim.

III.

Was das Ajustement der Dame zu Pferde betrifft, so ist von vornherein zu bemerken, daß es von den sonstigen Bekleidungsformen ziemlich stark abweicht, um in erster Linie Bequemheit zu erzielen, ohne dabei eine für das Auge wohlgefällige Form einzubüßen. Um mit der Wäsche zu beginnen, so ist ein baumwollenes Hemd, in Schnitt und Form den Herrenhemden durchaus ähnlich, zu tragen; dazu ein Stehragen, um welchen eine Kravatte mit Schleife gelegt wird. Die Strümpfe brauchen nicht geändert zu werden, doch bediene man sich im Winter seidener Strümpfe, da sie am wenigsten kalte Füße verursachen. Ein leinernes Taschentuch wird in die am Sattel dafür befindliche Tasche gesteckt. Statt der Unterröcke, welche beim Reiten gar nicht getragen werden, wähle man ein elastisch um die Taille schließendes Beinleid von Wildleder oder Tuchstoff, welches entweder um den Knöchel eng anschließt oder auf das Fußblatt fallend mit Sprungriemen unter der Sohle festhängend gemacht wird. Für den Sommer müssen, wenn die Dame bei großer Hitze ein Kleid von weißer Leinwand trägt, auch die Beinkleider von dem gleichen Stoff getragen werden. Die jetzt modernen Stiefel mit dem hohen Absatz unter der Sohle sind für die Reiterin nicht praktisch, da diese bei eventuellen Accidents leicht im Bügel damit hängen bleiben kann. Es sind deshalb bequeme, leichte Schuhe oder Stiefel zu wählen, mit breiter, flacher und dünner Sohle, ganz niedrigem Absatz, welcher so breit wie die Sohle sein muß. Ist ein solcher Schuh schon zum Gehen praktischer als die jetzt modernen Stiefel, so erfüllt er den gleichen Zweck auch beim Reiten, da sich auf ihn die Dame bequem und zwanglos im Bügel stützen kann. Wenn man dazu lange Schäfte wählt, die von dem Beinleid bedeckt werden, so hat man den Vortheil, daß sie

chendem Halsauschnitt. Die Ärmel müssen so weit sein, daß sie den Armen ohne den geringsten Zwang jede Bewegung gestatten.

Was die Länge des Rockes anbetrifft, so können wir nur unsere Befriedigung konstatieren, daß die Mode der unendlichen Schleppe einem praktischeren System Platz gemacht hat. Trotz allen Kleitügel- oder Schroteinmähens flog dieser lange Rock bei scharfen Gangarten ganz außerordentlich, blieb auf dem Rücken der Pferde liegen und wurde bei nassem Wetter unten herum sehr schmutzig, ganz abgesehen davon, daß er beim Reiten im Terrain und beim Springen auch das Pferd belästigte und an Dornen und Gestrüpp sich zerfetzte. Am besten ist es daher, daß das Reitkleid so lang getragen wird, daß es mit der unteren Kante des Pferdebauches abschneidet, besonders wenn die Reiterin Jagd oder Terrain reitet. Dabei darf der Rock nicht faltig sein, sondern muß enganliegend, doch aber so ausgearbeitet werden, daß das Bein bequem über die Gabel gelegt werden kann, ohne daß der Stoff sich zerrt und auf die Kniefläche drückt. Es versteht sich, daß nicht jede Schneiderin imstande ist, diesen Schnitt herzustellen, daß vielmehr nur Spezialisten in diesem Fache das Richtige treffen und sich möglicherweise ihre Kunst unerfreulich hoch bezahlen lassen werden; dennoch scheue man diese Ausgabe nicht; schon manche Dame, die aus Billigkeitsrücksichten sich ihr Reiterkostüm anderswo hat herstellen lassen, mußte daselbe als unbrauchbar nachher gänzlich verwerfen. Ein solcher korrekt gearbeiteter, enger, kurzer Rock fliegt niemals, zwei gewöhnliche Zuschneiden sind für denselben ausreichend.



das Schienbein vor Druck am Bügel schützen. Damen, welche das Beinleid um den Knöchel anliegend tragen, dürften am besten ungarische Schäfte wählen, welche noch den Vorteil haben, einen hübschen Fuß machen. Die Stiefel müssen so weit sein, daß sie bequem an- und ausgezogen werden können, selbst wenn sie feucht geworden sind. Ist die Dame jedoch eine Feindin solcher Stiefel, so entschließen sie sich zu hohen Schnürstiefeln. Knopfstiefel und solche mit Gummizügen sind absolut zu verwerfen!

Das heute modische Korsett verbietet sich gleichfalls durchaus: es reicht zu tief hinab und würde die Reiterin sehr inkommodieren. Es muß klein und so bequem sein, daß die Dame beispielsweise durch dasselbe nicht gehindert ist, ihr Haar selbst zu stecken und ihre Stiefel selbst anzuziehen. Nach diesen Grundfäden ist auch das Reitkleid herzustellen, doch modifiziert nach der Figur der Dame. Jungen und schlanken Damen ist eine anliegende Taille anzuzuschlagen; für stärkere Damen eignet sich mehr jaketartige Form. Bei beiden ist auf denkbar größte Bequemlichkeit zu sehen, vor allem in genügender Brustweite, tadellos gearbeitetem Rückenstück und zurei-

chenden Halsauschnitt. Die Ärmel müssen so weit sein, daß sie den Armen ohne den geringsten Zwang jede Bewegung gestatten. Was die Länge des Rockes anbetrifft, so können wir nur unsere Befriedigung konstatieren, daß die Mode der unendlichen Schleppe einem praktischeren System Platz gemacht hat. Trotz allen Kleitügel- oder Schroteinmähens flog dieser lange Rock bei scharfen Gangarten ganz außerordentlich, blieb auf dem Rücken der Pferde liegen und wurde bei nassem Wetter unten herum sehr schmutzig, ganz abgesehen davon, daß er beim Reiten im Terrain und beim Springen auch das Pferd belästigte und an Dornen und Gestrüpp sich zerfetzte. Am besten ist es daher, daß das Reitkleid so lang getragen wird, daß es mit der unteren Kante des Pferdebauches abschneidet, besonders wenn die Reiterin Jagd oder Terrain reitet. Dabei darf der Rock nicht faltig sein, sondern muß enganliegend, doch aber so ausgearbeitet werden, daß das Bein bequem über die Gabel gelegt werden kann, ohne daß der Stoff sich zerrt und auf die Kniefläche drückt. Es versteht sich, daß nicht jede Schneiderin imstande ist, diesen Schnitt herzustellen, daß vielmehr nur Spezialisten in diesem Fache das Richtige treffen und sich möglicherweise ihre Kunst unerfreulich hoch bezahlen lassen werden; dennoch scheue man diese Ausgabe nicht; schon manche Dame, die aus Billigkeitsrücksichten sich ihr Reiterkostüm anderswo hat herstellen lassen, mußte daselbe als unbrauchbar nachher gänzlich verwerfen. Ein solcher korrekt gearbeiteter, enger, kurzer Rock fliegt niemals, zwei gewöhnliche Zuschneiden sind für denselben ausreichend.

Die Kopfbedeckung muß man dem Geschmack der Dame überlassen — oder der Mode. Es kommt nur darauf an, daß dieselbe fest sitzt und nicht wackelt, damit die Dame nicht nötig hat, danach mit der Hand zu greifen. Die Frisur ist selbstredend danach einzurichten. Die heutige Mode der nach oben gekämmten Haare würde sich nicht dazu eignen, weit eher die kurz vorher herrschende der ganz glatt zurückgestrichenen Haare, und der Zopf hinten im Genick zu einem Kauz gedreht und festgesteckt. Am meisten wird der Herrenschlinder mit einem kurzen Schleier von den Damen getragen, doch ist auch das ungarische Barett mit einem Flügel u. d. daran sehr kleidsam, schützt aber freilich nicht die Augen. Am praktischsten erscheinen mir die runden Filzhüte mit flacher Kränze, wie sie auch die Herren tragen. Sie vereinigen Kleidsamkeit mit Schutz des Gesichtes gegen Sonne und Regen.

Die Hände sind am besten mit starken Glacehandschuhen, sogenannten Dogskin, zu bedecken, Stulpen daran sind überflüssig, wenn die Dame sonst leinene Manchetten in Herrenfaçon trägt. In der rechten Hand wird eine kurze, aber brauchbare Reitpeitsche geführt, welche nicht nur zum Schmied dient, sondern der Dame zur Ausführung dessen dient, was von dem Herrn durch den rechten Schenkel bewirkt wird, nämlich die Hilfen für die verschiedenen Gangarten des Pferdes zu geben, ein Punkt, auf welchen näher einzugehen mir leider der Raum verbietet.

Für längere Touren ist es praktisch, einen Radmantel aus Plaidstoff mitzuführen, der gerollt am Sattel befestigt

werden kann, wenn kein Groom mitreitet, denn es ist immer unangenehm, plötzlich ausbrechendem Unwetter ohne irgend einen Schutz preisgegeben zu sein. Innerhalb des Rockes dürfen Kasser befestigt sein, damit die Dame, wenn sie abgestiegen ist und sich längere Zeit zu Fuß bewegen will, das Kleid schürzen kann, ohne mit dem Tragen die Hände zu beschweren, was auf die Dauer lästig wird.

Wir können nun zum Reiten selbst übergehen. Wie ich schon andeutete, ist es notwendig, daß die Dame, bevor sie ins Freie reitet, bereits ihre Vorbildung in der Reitbahn absolviert hat. Mag ihr Pferd noch so fromm sein, ehe nicht ihr Sitz und ihre Haltung gefestigt, Zügelführung, Hilfen und Paraden sicher eingeübt sind, zeige sie sich nicht auf der Promenade! Der Winter ist die Zeit des Lernens, der Arbeit, Frühling und Sommer die des Anwandens und Genießens. Der Herbst führt von der Promenade ins Terrain zur Schnitzeljagd und zur Hege und ist die Probe auf das Exempel des Erlernen.

Noch ein Wort über Auf- und Absteigen! Wenn sich die Dame mit dem Tiere, welchem sie sich anvertrauen will, noch nicht im Stalle bekannt gemacht hat, so thue sie dies vor dem Besteigen desselben durch Streicheln und zu ihm Sprechen, indem sie ihm dabei, ebenso wie nach dem Absteigen, eine kleine Leckerei, Zucker oder Mohrrübe, auf der flachen Hand reicht — das Pferd ist empfänglich dafür und lernt seine Herrin kennen und lieben. — Während nun ein Stalldiener das Pferd hält, tritt die Dame mit der rechten Schulter neben den Sattel, legt die rechte Hand, in welcher bereits der Bügel ruht, auf das obere Horn, die linke auf die Schulter des sich hückenden Kavaltiers oder Lehrers, indem sie den linken Fuß in die zusammengefalteten Hände desselben setzt. Nun zählt der Herr bis 3, auf 3 stößt sich die Dame in senkrechter Haltung mit den Füßen von der Erde resp. den Händen des Herrn ab, beide Arme gleichzeitig bei dem Absprung mit heutzugend, und indem der Herr durch sich Aufrichten diesen Absprung unterstützt, steht sie so einen Moment in der Hand des Herrn und läßt sich nun sanft in den Sattel nieder. Die nebenstehenden Figuren werden diese Manipulation veranschaulichen. Es ist dies die eleganteste und bequemste Manier für eine Dame, zu Pferde zu steigen, da ein Tritt nicht immer vorhanden sein wird. — Sitzt die Dame, so lüftet sie das Kleid über dem rechten Knie und legt das Bein über das Horn, während der Herr ihr den Bügel auf den linken Fuß schiebt, richtet sich dann noch einmal im Sattel auf, um etwaige Falten der Kleider zu ordnen und nimmt dann die Zügel vorschriftsmäßig in die Hand, worauf das Anreiten beginnen kann. — Das Absteigen erfolgt in umgekehrter Reihenfolge. Das rechte Bein wird über das Horn gehoben, die rechte Hand wieder auf dasselbe, die linke auf die Schulter des Herrn gelegt, und nachdem der Bügel fallen gelassen ist, senkt sie der Herr langsam zur Erde nieder. Jüngere Damen pflegen auch wohl vom Sattel herabzupringen, indem sie dem Herrn, der sich einen Schritt vom Pferde aufgestellt hat, die linke Hand reichen.

Russische Küche.

II.

Ein anderes Fischgericht ist die Ucha: Ganz frische geschlachtete Fische, am besten Kal, Bars, Hecht, Quappe, Schleie oder Stör werden, nachdem sie gesäubert wurden, in Stücke geschnitten, einer zuvor gekochten und durchgeseihten Wurzelbrühe zugefetzt und in dieser gargelocht. Inzwischen hat man Kerlgräuben mit einem Stück Butter gequellt, gießt in diese die Fleischbrühe hinein und thut gehackte Petersilie und die Fischstücke hinein. Die Flüsse und Seen Russlands sind bekanntlich außerordentlich reich an Fischen und die russische Küche weiß die edlen Fischarten wie Sterlett, Haufen und Stör vorzüglich für ihre Zwecke zu verwenden.

Da wir dieser Fische erwähnen, wäre es unrecht ihres Produktes zu vergessen, das in der ganzen civilisierten Welt bekannt ist, des Kaviars. Seine Bereitung giebt hunderten von Menschen Beschäftigung und auf den Watagen der unteren Wolga insbesondere wimmelt es während der „Saison“ von Arbeitern innerhalb und außerhalb der Kaviar-Zubereitungskammern. In diesen geräumigen Kammern stehen Küfen verschiedener Größe, Holzrahmen, überzogen mit einem Flechtwerk aus dünnen Schnürchen, verschiedene Siebe und die Kaviar-

presse. Unter Leitung erfahrener Meister, welche bei freier Beköstigung 3—800 Rubel Jahresgehalt beziehen, wird in diesen Kammern der Kaviar aus dem dunkelgrünen Roggen der Haufen, Störe, Sevrugen, Schipe und Sterljade bereitet. Die aus den Fischen herausgenommenen Eierstöcke legt man auf den besodneten Holzrahmen, der auf einer kleinen leeren Kufe liegt, und reibt mit leichtem Druck so lange auf demselben, bis alle Roggenkörner durch die Maschen des Flechtwerks in die Kufe gefallen sind, dann bestreut der Meister die Roggenmasse mit einer bestimmten Quantität Salz, welches vorher gereinigt und fein gestoßen wurde, durchmischt die Masse mit einer breiten, siebenzünftigen Holzgabel und füllt zuletzt mit dem auf diese Weise erhaltenen Kaviar die kleinen Fäßchen aus Eichenholz oder die Blechdosen, in denen er verschickt wird. In großen Quantitäten wird dieser körnige Kaviar nur von Mitte August bis zum März bereitet. In den Monaten August, September, Oktober salzt man das Pud (ein Pud = 16 1/2 Kilogramm) Roggen mit 3—5 Pfund Salz, später jedoch nur mit 1—1 1/2 Pfund. Die genaue Abmessung des Salzverbrauches ist für die Qualität von außerordentlicher Wichtigkeit und eine spezielle, geschäftliche „Kunst“ der Meister. Der Roggen vom Haufen giebt den besten Kaviar, da er grobkörnig und von der Größe eines Pfefferkornes ist. Er wird auch nie mit anderem Kaviar vermischt, wie man es gewöhnlich mit dem Kaviar vom Stör und der Sevruga thut und steht im Preise

auch am höchsten. Der Sterljade-Kaviar ist sehr feinkörnig und wird nicht verschickt.

Außer diesem körnigen Kaviar wird aber auch noch gepresster Kaviar, welcher für geringer gilt und meist nur in Russland selbst zur Verwendung gelangt. Um gepressten Kaviar zu erhalten, müssen die Roggenkörner durch die Maschen des Flechtwerkes in die mit Salzlauge gefüllte Kufe fallen, wo dann die ganze Roggenmasse mit Holzschaufeln von zwei Arbeitern gleichmäßig, nach ein und derselben Richtung, so lange durchgerührt wird, bis der Meister glaubt, daß jedes Körnchen das nötige Quantum Salz aufgenommen haben muß. In Sieben wird nun der Roggen aus der Kufe genommen und nachdem die Salzlauge abgelassen, in Säcke aus Wastmasse, zu zwei Pud Inhalt, geschüttet. Diese Säcke bringt man unter die Presse, um die überflüssigen Fettteile völlig zu entfernen. Der so erhaltene gepresste Kaviar wird dann sofort in Fässer gepackt, die vorher mit Servietten ausgelegt werden. Er kostet 24 Rubel per Pud, während körniger Kaviar auf 50—70 Rubel am Fabrikationsorte kommt. Guter Kaviar muß also, wie man daraus ersieht, teuer bezahlt werden.

Wegen dieser Kostspieligkeit der Delikatesse dachte man von jeher darauf, billigere Surrogate herzustellen und, in Deutschland wenigstens, hat sich der Elbkaviar, der hauptsächlich von Hamburg aus verschickt wird, ein bedeutendes Absatzgebiet erworben. Er wird aus dem Roggen von Elb- und Weser-Fischen

bereitet, ist feinkörnig und läßt gewöhnlich in Bezug auf Mäßigung beim Salzzusatz viel zu wünschen übrig. Eine noch geringere Sorte ist der rote Kaviar oder Kexin, so genannt nach der Stadt Kexin in der Mark Brandenburg, wo man diesen Kaviar aus Dextrogen bereitet.

Der ächte russische Kaviar-Gourmet verschmäht beim Kaviargenuß alle Reizmittel, wie Zwiebel und Zitronensaft, und ist ihn entweder mit den heißen Buchweizenkuchen, den Blini, oder gar mit feinstem Olivenöl gemengt mit dem Löffel. Der Kaviar wird womöglich mehrmals täglich in den großen russischen Haushaltungen aufgetischt und ganz sicher erhält man ihn bei der Zakuska, der vor dem Mittagstische üblichen Vorkost, welche auf einem besonderen Tische aufgetragen wird und aus Kaviar, Sardellen, Hering, marinierten und geräucherten Fischen, Gänsebrust, Schinken, mehreren Sorten Wurst, Käse, Brod, Butter und seinen Vitbören besteht. Auch an der Tafel des Kaisers Alexander III., auf welche für gewöhnlich überhaupt nur nationale Speisen kommen, fehlt die Zakuska nie, und da der Beherrscher aller Reußen ein „starker Esser“ ist, wird den nationalen Gerichten alle Ehre angethan.

Die verschiedenen Fleischarten weiß die russische Küche in eigenartiger Weise zuzubereiten, und bei Rind- und Hammelfleisch und auch Kalbfleisch ist die Zubereitung mit saurer Sahne beim Kochen und Braten gleichmäßig beliebt. Hasen werden zuerst in Essig gebeizt und dann mit einer Sauce von roten Rüben serviert, und auch zu dem Geflügel aller Art wird immer wieder saure Sahne, Sauerkraut, Buchweizengrüße als Füllung oder Beigabe verwendet. Ein Gemisch von allen Fleischarten ist die Soljanka genannte Speise. Eine geschälte und feingehackte Zwiebel wird in 125 Gramm Butter gebraten, worauf man 1/2 Kilogramm Sauerkraut hinzufügt, es damit durchrührt und wohl zugedeckt bei mäßiger Densitze garräumpft. Dann stäubt man einen Löffel Mehl darüber, schiebt eine Lage Sauerkraut in eine Pfanne oder Form, legt verschiedenes gebratenes, feingehacktes Fleisch, wie z. B. Rind- und Kalbfleisch, Huhn, Wildpret u. s. w. darauf, auf dieses abermals eine Schicht Kraut und oben darauf Pfeffergurken, eingelegte Pilze, Würstchen u. s. w., gießt einige Löffel Braten-sauce darüber und läßt die Oberfläche im Ofen etwas überbaden.

Großartig ist die Verwendung von Grüße, Graupe, Hirse und Buchweizen in der russischen Küche. Zu Fleisch, zu Fisch, zu Geflügel, in Suppen, gekocht, gebraten, gebacken, in Kuchen- und Pudding-Form, kalt und warm findet die Grüße ihre Verwendung, und ein eigenes Kochbuch müßte man schreiben, wollte man diese Rezepte erschöpfen. Wir geben hier nur noch zwei wieder: 1. unme bereitet man von Gersten- oder Hafengrüße, indem man diese in kaltem Wasser abquirt, dann in Wasser weicht und schließlich zu einem dicken Brei kocht, der mit einem Stück Butter verrührt und mit frischen oder gebackenen Pflaumen vermischt serviert wird.

Das russische Bigos ist ein ächt nationales Gericht: Man verkocht Einbreime mit Fleischbrühe, schneidet saure Gurken

und säuerliche Äpfel hinein, läßt diese Sauce eine Weile kochen, fügt dann in Würfel geschnittene Bratenreste hinzu, dünstet das Gericht eine Viertelstunde lang durch und giebt es mit Würfeln von steifgekochter Grüße zu Tisch.

Auch dieses Gericht ist eine der Lieblings Speisen des russischen Zaren, zu welchen außer den oben angeführten Pasteten vor allem noch Haselhühner und in Milch gekochtes Schweinefleisch mit pitanter Sauce gehören.

Anton Obrenovitch.

Bunte Zeitung.

* Professor Julius Stockhausen erläßt von Frankfurt am Main aus folgende Erklärung: „Die Zahl der jungen Sänger und Sängerinnen, die sich als meine ‚Schüler‘ ausgeben und es nicht sind, wächst von Jahr zu Jahr in so bedenklicher Weise, daß ich die geehrten Herren Kapellmeister, Musikdirektoren und Vorstände unserer Konzertsinstitute dringend bitte, wenn sich die Betreffenden zu öffentlichen Vorträgen unter der Firma ‚Stockhausen'sche Gesangschule‘ melden, sich an mich persönlich zu wenden, um zu erfahren, ob dieselben ‚Studierte‘ sind oder ‚Durchgebrannte‘, solche nämlich, die sich meine Schüler nennen, weil sie eine kurze Zeit bei mir aus- und eingegangen. Namentlich aber bitte ich die Vorsteher von Lehrinstituten, an welchen unerfahrene Schüler lehren wollen, ohne selbst gelernt zu haben, mein Zeugnis einzuholen, bevor sie dieselben anstellen; viele von ihnen haben nicht einmal das zum Lehren erforderliche Gehör, folglich auch nicht einen freien Tonansatz, und wirken daher mehr störend als konservierend auf junge Stimmen. Ich hoffe, daß die Zeit nicht allzu fern ist, wo unser Kultusministerium in Berlin dafür sorgen wird, daß Gesanglehrer wie alle Lehrer in anderen Fächern des Unterrichtes ein Examen ablegen müssen, bevor man ihnen die Ausbildung junger Stimmen anvertraut. Kein Turnlehrer, kein Zeichenlehrer, keine Handarbeitslehrerin wird angestellt, ohne den Beweis der notwendigen Kenntnisse vor Sachverständigen dargelegt zu haben. Wie aber steht es mit dem Gesangunterricht? Was muß man wissen, um Gesangunterricht erteilen zu können? Die Wichtigkeit dieser Frage ist noch nicht genügend anerkannt. Einen Leitfaden für die Fortbildung und die Gesangstechnik glaube ich in meiner Gesangsmethode gegeben zu haben. Von den Stilarten und von dem Vortrage derselben wird ein späteres Werk erst handeln. J. Stockhausen.“

* Frau Lucca sandte einem ihrer Berliner Verehrer nach ihrem vorjährigen Gastspiele von Wien aus ihr Portrait, darunter die Widmung: „Meinem werten Gönner Herrn N. zur Erinnerung an fröhliche Stunden. Pauline Lucca.“ Die Künstlerin schreibt eine etwas kräftige Handschrift und pflegt ihrem Namen einen energischen Zug anzuhängen. Der

beglückte Empfänger trug nun das Bild eiligst zum Glaser, um es in einen kostbaren Rahmen fassen zu lassen. Als das Bild aber eingerahmt zurückgebracht wurde, sah der „Gönner“ mit Schrecken, daß die ganze Unterschrift weggeschnitten war. Er eilte zum Glaser und konnte nur atemlos hervorbringen: „Wo ist sie?“ Trocken antwortete der Rahmenkünstler: „Im Ofen! — Det war ja so schlecht geschrieben, det et den janzten schönen Rahmen verschimpfte.“

* Im Bassar-Dameninstitut zu Ponahkeepsie fand kürzlich eine öffentliche Prüfung statt. Die riesigen Räumlichkeiten des Bassar-College waren mit überglücklichen Eltern, Tanten, Verwandten und Bekannten gefüllt, die da kamen, um Zeuge zu sein von den gelehrten Triumphen ihrer Lieblinge. Die Böglinge, etliche Hundert an der Zahl, waren in ihren bunten, von Seide, Atlas und Sammet prangenden Toiletten, leuchtend von Gold und Juwelen, mehr aber noch vom Reiz ihrer goldenen Jugend, gar lieblich anzuschauen, wie ein Blumenbeet im Vollmond. Denn Bassar versäumt über der geistigen Ausbildung durchaus nicht die leiblichen Bedürfnisse, wie das kräftige blühende Aussehen der Studentinnen, nicht minder das zur Ansicht aufgelegte Hauptbuch des Ökonomeinspektors bewies. Aus diesem ergab sich, daß im Institut im vorigen Jahre 94 485 Pfund frisches Fleisch, 2380 Pfund Geflügel, 3395 Pfund frische Fische, 7 Barrel Matrelen, 30 000 Austern, 100 000 Quart Milch, 14 000 Pfund Butter, 22 000 Pfund Zucker, 15 000 Bananen, 16 000 Orangen, 400 Kistchen Sardinen, 576 Kistchen Bonbons und 690 Pfund Süßigkeiten u. s. w. verbraucht worden waren. Dieser substantiellen Nahrung entsprachen die geistigen Produktionen, bei denen freilich manch Thema zum Vorschein kam, dessen Besprechung aus dem Munde junger Damen recht seltsam anmutete. Sollte man z. B. annehmen, daß in diesen Kreisen sogar die Politik ihr Recht behauptet, und daß eine junge Dame sich über die Vorteile ausließ, welche ihrer Meinung nach eine „Erwählung des Präsidenten durch den Kongreß“ haben würde, während eine andere dessen „direkte Wahl durch das Volk“ befürwortete? Eine der Rednerinnen gab eine „Charakteristik der modernen Wissenschaft“, eine andere besprach die „Ritter des 19. Jahrhunderts“, und eine dritte beschäftigte sich gar mit dem „intellektuellen Element im Zeugnis“, während von zwei der jungen Gelehrtinnen eine Disputation über „Staat und Individuum“ geführt wurde. Was künftigen praktischen Hausfrauen und Müttern diese Themen nützen sollen, läßt sich freilich nicht recht einsehen. Etwas mehr gab schon der Schlußvortrag: „Die Schülerin im praktischen Leben“ darüber Aufschluß, welcher thatsächlich den Wert einer gründlichen Bildung auch des weiblichen Geschlechts für alle Lagen des Lebens in ein so glänzendes Licht stellte (so wenigstens erzählt das „Newyorker Belletristische Journal“), daß man nach seiner Anhörung nur das tiefste Mitleid mit allen höheren Töchtern fühlen mußte, die sich's bei der Wahl ihrer Eltern nicht gleich von vornherein ausbedungen haben, im Bassar-College erzogen zu werden.

Sommerlust.

Heinrich Dorn.

Allegretto.

1. Kommt her, aus aus dem Haus, kommt her, vor aus dem Thor! Blu-men blü'n
 2. Setzt im Mai froh und frei, mit Ge-sang, hel-lem Klang, Groß und Klein

1. nur im Grün bei der Früh-ling's-son-ne Glüh'n. Die-se hier mit wei-ßen Glöckchen, je-ne dort im ro-then Nöckchen,
 2. im Ber-ein stimmt in all-den Zu-bel ein. Zauchzet nun an al-len En-den, Blüthen-zwei-ge in den Hän-den,

1. bun-te Ster-ne nah und fer-ne, drum die Die-ne sum-mend fliegt, und der Schmet-ter-ling sich wiegt, und der
 2. und mit schlan-ken Blu-men-ran-ken, die von frei-schem Grün durch-laubt, frän-zet fröh-lich euch das Haupt, und der frän-zet

1. Schmet-ter-ling sich wiegt!
 2. fröh-lich euch das Haupt!

Neue Handarbeiten.

Unsere Leserinnen werden sich der umfassenden Mitteilung entsinnen, die wir auf Seite 251 des Bazar über neue Handarbeiten gebracht, ja vielleicht denselben Anregung zu mancher hübschen Ausführung entnommen haben.

Einen besonderen Kultus genießt wieder die Gabelhäkelerei, d. i. das Häkeln mit gewöhnlicher Häkelnadel und einer gabelförmigen Holz- oder Metallnadel, welche durch Umwinden des Fadens zur Bildung von Schlingen dient.

Neues Material, das in seinem Charakter zusammenpaßt, ist die Sudanwolle, eine starke, aus vielen Einzelsäden bestehende glatte, glänzende und weiche Wolle und der Sidneystoff, ein starker, gefärbter und leicht geflochter Wollstoff.

Neu und sehr beliebt bei der herrschenden Mode für Renaissancestil sind Bettdecken aus gestrickten Streifen und gehäkelten Streifen zusammengefasst, wobei die letzteren in dem hervorstechendsten Ton der Stickerei gearbeitet werden.

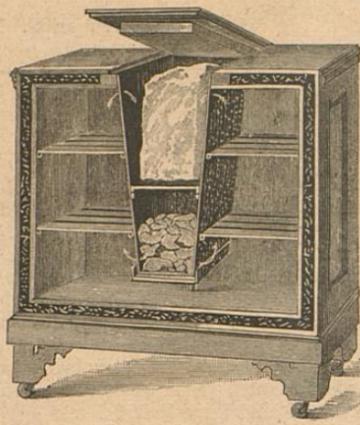
Für die seit langer Zeit so beliebten gehäkelten Tücher hat die Mode neuerdings eine Seide eingeführt, die sich als höchst praktisch erweist und wohl geeignet ist, die bisher gebräuchliche englische Seide und die Mohairwolle zu verdrängen.

Seitdem mit dem Renaissance- und Rokoko-Stil die ersten unsicheren Schritte der Tapissierarbeit überwunden sind, übertrifft es uns nicht, zu sehen, wie sich von Tag zu Tag das Feld erweitert, auf dem die weibliche Nadelkunst ihre Lorbeeren erntet.

Bezugsquellen für Handarbeiten: D. Krappe, Berlin, Leipzigerstr. 129; C. A. König, Jägerstr. 23.

Wirtschaftsplaudereien.

Ein verbesserter Eisschrank, dem der Name „Acme“ gegeben worden ist und welcher in den Haushaltungen Nordamerikas verbreitet ist, zeichnet sich durch zweckmäßige Konstruktion des Eisbehälters aus.

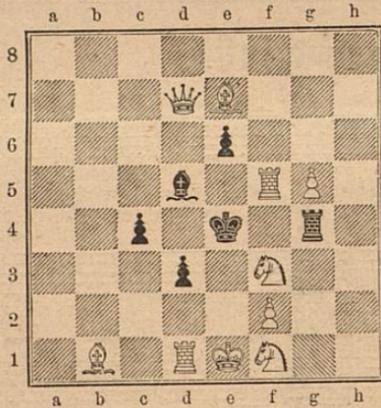


Der Eisbehälter hat die Form eines hohen, schlanke Kastens, welcher oben etwas weiter ist als unten und in der Mitte durch einen Rost in eine obere und untere Abteilung geteilt ist.

Schach.

Aufgabe Nr. 159.

Von F. B. Phelps. Schwarz.



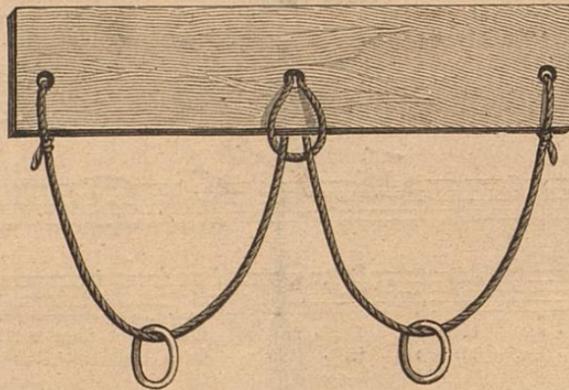
Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 157 Seite 292.

(In dieser Aufgabe muß auf f 4 ein schwarzer Springer gestellt werden.)

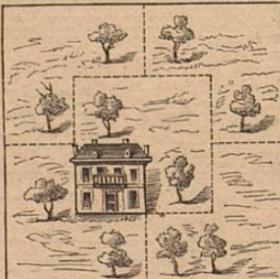
- 1. L e 7 - f 6. Schwarz. 1. K e 4 - f 5 oder - d 3. Weiß. 2. S c 6 - e 7 oder n e 5 matt. A. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. S e 2 oder L e 5 zieht. Weiß. 2. D b 7 - h 7 matt. B. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. d 4 - d 3 ♚. Weiß. 2. S f 3 - d 4 matt.

Aufgabe.



In ein längliches Stückchen Holz oder Pappe bohrt man drei Löcher und befestigt daran ein Stück Schnur oder Bindfaden in der oben ersichtlichen Weise, nachdem man in jeden Bogen einen Ring eingelassen (natürlich so groß, daß er durch keines der Löcher durchgeht).

Auflösung der Aufgabe Seite 292.



Auflösung der Unterhaltungsaufgabe Nr. 49, Seite 292.

56 verschiedene Arrangements waren möglich.

Auflösung der mathematischen Gleichung Seite 292.

Amalien malen gleich zwei Malen.

Rätselhafte Inschrift.



Korrespondenz.

Gaushalt und Küche. Aufbewahrung kleiner Mengen Eis im Gaushalt während der heißen Jahreszeit. Handelt es sich darum vorübergehend kleine Mengen von Eis aufzubewahren, so legt man die Eisstücke in eine tiefe Schüssel oder einen Topf, deckt mit einem Teller zu, setzt dann die Schüssel auf ein Federbett oder auf Klopffäden und bedeckt sie mit einem zweiten Federkissen.

Verschiedenes. Gelbe Rosen. Leider nicht verwendbar. - L. G. in Wien. Wir bedauern, von dem Gedicht keinen Gebrauch machen zu können. - Philipp. Unbrauchbar! - F. v. K. Unflarer Gedankeninhalt bei höchst mangelhafter Form. Unmöglich! - Blondine in Köln. Wir wissen über die von Ihnen angeschwärmte Dame L. K. gar nichts.

Bur Beachtung.

Wir bitten dringend, alle auf den Inhalt dieses Blattes bezüglichen Sendungen und Zuschriften ohne Angabe eines Personen-Namens zu adressieren an die

Bazar-Aktien-Gesellschaft, Berlin W.

Für unerlangte oder persönlich adressierte Sendungen oder Zuschriften übernehmen wir keinerlei Gewähr.

Die Redaktion des „Bazar“.